

Romanze in Marseille. Teil 4

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 21

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

«Nein, das bilde ich mir nicht ein», erwiderte Martin. Er wusste, dass Frank keine Flausen machte, nicht den Prediger um des Predigens willen spielte, und er selber hatte sich vorgenommen, das Konsulat aufzusuchen. Ein bitterer Gang. Das Bitten und Betteln war ihm im Innersten zuwider. Und tief in ihm war doch trotz allem die Hoffnung lebendig, dass das Schicksal eine Ausnahme mit ihm mache. Er war jung, er glaubte an diese Ausnahmen, und er glaubte auch immer wieder unverschämterweise an sein Glück.

«Ich will dir helfen», fuhr Frank fort, «das Konsulat werden wir bald finden, und wenn deine Sache in Ordnung ist, dann trinken wir zum Abschied noch ein Glas Wein, du fährst deiner Heimat zu und ich werde im Asyl schlafen und wieder auf eine günstige Gelegenheit lauern...»

6.

Das Glück war Martin nicht hold; wohl fanden sie das Konsulat der Eidgenossenschaft in der Rue d'Arcole, doch der Konsul war an diesem Tag nicht zu sprechen, und der junge Landsmann wurde höflich ersucht (nicht gebeten) am folgenden Tag erneut vorzusprechen. Der Empfang durch irgendeinen aufgeblasenen Angestellten, der ein herrschaftliches Berndeutsch sprach, war kühl gewesen, kühl und konzilient, von jener Konzilianz, die bedeutet: blieb mir zehn Schritt vom Leibe. Und sie hatte ferner bedeutet: du wirst es uns noch zu beweisen haben, ob du überhaupt ein Bürger der ehrwürdigen Eidgenossenschaft bist, da könnte schliesslich jeder daher kommen. Anderegg fühlte sich tief verletzt und gedemütigt; er war in solchen Dingen von mimosenhafter Empfindlichkeit, und wiederum nahm er sich vor, überhaupt nicht mehr «vorzusprechen» und zu Fuss nordwärts zu wandern. Wenn schon nach Hause, dann auf eigene Faust wie bisher.

Frank hatte unten gewartet; als Martin nun so schnell wieder erschien, zuckte er gleichmütig die Achseln.

«Es war natürlich niemand zu sprechen? Ausgeflogen?» Martin nickte.

«Nanu, bis morgen werden wir uns ja noch durchschlagen können. Es ist auf der ganzen Welt immer die alte Leier: Konsulate muss man belauern, wenn man ein armer Teufel ist. Die Konsuln sind schliesslich nicht für Landstreicher und renitente Gesellen da. Wir übernachteten jetzt am besten im Nachtsyl, dort gibt es eine Brühe, die sie Suppe nennen, und den Franc für die Bettnummer und das Bettzeug werde ich für dich auch noch aufbringen.»

Er hatte, bevor sie sich auf die Suche nach dem Konsulat begaben, einen Laib Brot gekauft, den sie in einer Anlage heiss hungrig verzehrt hatten. Satt waren sie freilich nicht geworden, aber das Tier in ihnen war wenigstens vorübergehend verstummt. Und dann bummelten sie zum alten Hafen oder sie wurden vielmehr von ihm, wie von einem Magnet, angezogen. Der Mittag war gekommen; der Himmel begann wie in Weissglut zu erstrahlen. Obschon der Mai sich erst seinem Ende zuneigte, war die Hitze lähmend und schweisstreibend. Der Lärm und das bunte Gewimmel am alten Hafen war ein wenig eingeschlafen. Auf den vertäuten Segelschiffen, den Zillen und Vergnügungsbooten, schliefen die Schiffer und Bootsleute lang ausgestreckt im Schatten der Kombüsen und Rahen. Unter den weitausladenden Storendächern der Restaurants und Cafés dösten die Gäste.

Martin und der Deutsche sassen am Quai, liessen ihre Beine über die Mauer hinunterbaumeln und sprachen wenig. Die Hitze hatte sie einsilbig gemacht. Martin atmete die fremdartigen Gerüche und Düfte des Vieux Port mit Behagen ein; den Geruch des heissen, schmelzenden Teers, der fau-

lenden Fische, des schmutzigen Brackwassers. Es waren gute und schlechte Gerüche, widerliche und nicht unangenehme. Wunderbar gut war der Geruch zweier Orangenhügel auf spanischen Barken, nicht unangenehm der Geruch des faulenden Holzes und der frischen Oelfarbe, aber eklig der Geruch des kloakigen Wassers.

Der junge Schweizer wurde plötzlich von einem heftigen Neid ergriffen, als er die braungebrannten Burschen sah, die sorglos auf den Planken der Boote lagen, nur mit aufgestülpten, schmutzigen Hosen bekleidet und in bunten Trikots; sie waren selbstsicher, lustig, träge, tummelten sich und schliefen wie schöne junge Tiere. Das Leben in dieser Stadt, und besonders am alten Hafen, strahlte geheimnisvolle Verlockungen aus. Er wurde unruhig, war es schon seit einer Weile. Trotz der sengenden Hitze wäre er gern auf Entdeckungen ausgegangen. Gewiss, es war ganz angenehm in der Mittagsglut zu dösen, angenehm und wohl auch vernünftig, wenn man sich nicht in den Storenschatten eines Cafés setzen konnte, in einen der bequemen Rohrstühle. Und doch hätte er es vorgezogen, durch die Gassen und Gässlein der Altstadt zu streifen oder auf den Felsenhügel dort drüben zu steigen, wo auf dem byzantinisch-romanischen Campanile der Notre-Dame de la Garde die gleissende Jungfrau weit über die felsige Küste und das Meer hinaus blickte, die Seeleute zu lenken, deren Beschirmerin sie ist.

Er hatte Genua durchstreift (Soldis hatten noch in seinen Taschen geklingelt!) und zahlreiche Städte und Orte an der langen Küste mit den roten Klippen; von dieser Stadt jedoch ging ein ganz besonderer Zauber aus, der ihn lockte und mit tausend Stimmen zu rufen schien. Hier — so wähnte er — verspürte man den Atem der weiten Welt, aller Kontinente, und alle Sprachen der Welt waren hier zu hören.

Er blickte auf Frank, der in das trübe Wasser hinunterstarrte, auf dessen Oberfläche seltsame Gebilde oszillierender Oelflecken schwammen. Er war in Gedanken wohl weit fort — in der fernen Heimat, in seinem Würzburg oder schon in seiner zukünftigen Heimat, dem fernen Feuerland oder am Amazonas.

«Er ist sicher ein guter Mensch», dachte Martin mit einem warmen Gefühl der Zuneigung, «und doch sind wir uns fremd. Ob das am Altersunterschied liegt? Mehr als zehn Jahre mögen uns trennen. Weil er mich behandelt wie ein

Wickelkind? Und doch meint er es gut. Wer ist er wirklich? Ja, und wer bin ich? Warum bin ich nur halb davon überzeugt, dass es für mich am besten wäre, wenn ich auf dem Konsulat ein Billett erbetteln würde, um nach Hause zu fahren? Ich will doch gar nicht nach Hause! Ich möchte bleiben oder weiter wandern — am liebsten nach Spanien und dann hinüber nach Nordafrika. Was soll ich zu Hause? Herumlungern? Den Meinen zur Last fallen? Und wenn ich unter die Räder käme! Zu Hause kann ich auch unter die Räder kommen, überall, wenn es sein muss. Warum liegt ihm mein Schicksal so sehr am Herzen? Wer ist wirklich? Und was bedeutet die Schwerkraft in seinen Augen?»

Die Mittagsstille hatte nicht lange gedauert. Bald begann der Wirbel und Lärm von neuem. Die Trams kreischten in den Geleisen; die Autos begannen erneut mit ihren Hupenkonzerten. Die Menschen eilten eifrig oder von der Hitze betäubt ihren Geschäften nach. Hinter ihnen, auf dem Quai du Port, spielte jetzt ein schwarzhäariger Bursche auf einem Akkordeon, und zwei halbwüchsige Mädchen mit mageren Beinen und Armen, grossen, pechschwarzen Augen und einem schon wissenden Lächeln, tanzten dazu. Ihre Schritte und Bewegungen waren von einer angeborenen Anmut und Würde. In kurzer Zeit hatte sich um die Tanzenden ein Kreis von Schaulustigen gebildet, wie Wespen auf dem Rand eines Honigtellers. Ein drittes, vielleicht kaum zehnjähriges Mädchen, mit kaffeebraunen Sprengelbeinen, lief nach jeder Tanzdarbietung mit dem Hut des Musikanten herum und sammelte die spärlich fliegenden Soustücke ein. Günter Frank blickte nur kurz auf und döste von neuem vor sich hin, während Martin sich neugierig erhoben hatte und sich dem Kreis der Schaulustigen anschloss.

Auf der anderen Seite, keine zehn Schritte weit, zeigte ein Artist seine Kunststücke. Auch um ihn hatte sich bald ein Schwarm von Neugierigen angesammelt; Neugierige, die hinzutraten, schnell einen Blick in den Kreis warfen und wieder wegeilten; andere, die stehen blieben und denen man ansehen konnte, dass sie über grenzenlos viel Zeit verfügten.

Später trat Frank doch zu ihm, schaute eine Weile gelangweilt dem Messerschlucker zu, der in seiner hageren Sehnigkeit den Eindruck eines tiefunglücklichen Hungerleiders machte. «Komm, gehen wir ein bisschen weiter», flüsterte er, und

er flüsterte immer, wenn sich Franzosen in der Nähe befanden, damit sie nicht hören sollten, was für einer Sprache er sich bediente. «Komm, machen wir die Canebière ein wenig unsicher, dort gibt es jetzt langsam Leben.»

Er war auf einmal wie umgewandelt, lachte sogar in seiner verhaltenen sarkastischen Weise, so dass ihn Martin verblüfft anschaute.

«Die Canebière, weisst du, hat es mir angetan. Ohne Canebière wäre Marseille ja nur eine schmutzige Hafenstadt. Und sie wissen es selbst — die Marseillaner, für sie ist die Canebière nämlich die allerschönste Hauptstrasse der Welt, und irgendeiner hat da ein pirklich hübsches geflügeltes Wort geprägt: Si Paris avait une Canebière, Paris serait un petit Marseille. Nicht übel, was? Lokalpatriotismus in der xten Potenz.»

Sie schlenderten jetzt wie Matrosen, die in den Taschen ihre Heuer tragen, über den Quai und hinüber in die Canebière, wo sie von dem wimmelnden Leben gleichsam aufgesaut wurden.

Die berühmte Strasse mit ihren stattlichen Gebäuden, den Palais, Kaufhäusern, Banken, Restaurants und Hotels braucht nicht nur den Marseillanern zu gefallen. Martin war begeistert, und Begeigerungsfähigkeit war ein Vorzug seines Wesens; er staunte und schaute und vergass sogar seine leeren Taschen. Sie schlenderten an luxuriösen Schaufenstern vorbei, in denen alle Güter und Herrlichkeiten dieser Erde zur Schau gestellt waren. Sie betrachteten das unablässige, nicht abreissende Gewoge zwischen den breiten Trottoirs; den schiebenden, lärmenden Strom aller erdenklichen Fahrzeuge, der Strassenbahnwagen mit ihren funkenschlagenden Stromgeisseln, der eleganten Limousinen, der Taxis, die wendig waren wie Wiesel. Hinter bestialisch stinkenden und scheusslich knatternden Motorrädern erschien ein marokkanischer Soldat zu Pferd. Von einer unbeschreiblichen und ameisenhaft kribbelnden Hast und lässigster Sorglosigkeit.

Gut drei Stunden verbrachten sie schlendernd und nach Lust und Laune verweilend in der Canebière. Und immer wieder gab es Neues zu sehen, und Martin wurde nicht müde, sich an den unaufhaltsam wechselnden Bildern zu ergötzen. Frank hingegen bekam die Bummel bald satt. «Zum Teufel», sagte er, «meine Flossen werden müde. Komm, wir trinken ein Glas Wein zusammen, ich kenne eine stille Spelunke, wo man erstklassigen Wein bekommt, der auch für uns er-

schwinglich ist.» Das hatte er sehr zartfühlend gesagt — für uns. «Und nachher gehen wir ins Nachtsyl, dort sind wir gut aufgehoben, und du wirst staunen, was dort alles zusammenläuft. In der Literatur fürs bürgerliche Haus ist es der Abschaum der Menschheit, in meinen Augen sind es arme Teufel, denn der wirkliche Abschaum schwimmt ja immer obenauf und hat es nicht notwendig, in einem Nachtsyl zu pennen. Ja, wir müssen noch ein Glas Wein zusammen trinken... Kommt ein Stern mit einem Schwanz, geht die Welt in Trümmer, leire deinen Rosenkranz... Ja, ein Glas Wein — als Abschiedstrunk... Und ob nun noch die paar Francs draufgehen oder nicht, das wird an meinem Lebensweg auch nicht mehr viel ändern... Wir können doch nicht immer Zaungäste sein, zum Teufel noch einmal! Diese Canebière macht mich sonst verrückt. Alle diese Weiber — eine schöner und lasterhafter als die andere...»

«Ich möchte aber nicht, dass du meinetwegen noch mehr Geld ausgibst.» Martin blieb zögernd stehen.

«Wieso deinetwegen?» lachte der Deutsche. «Du wirst eingebildet, Freundchen! Meinetwegen! Du willst wohl sagen, dass ich deinetwegen noch ganz verarme.» Er ergriff Andereggs Arm und zog ihn stürmisch mit sich fort. «Keine Flaufen, mein Junge! Wir wollen ja nicht die schönsten und teuersten Weiber kaufen, bloss ein einziges Glas Rotwein trinken. Du willst doch nicht störrisch werden? Sollen nur immer die anderen feiern dürfen und wir zuschauen und die Nase breit drücken?»

Martin lachte. Er liess sich willig verführen, er war hungrig nach Leben, und ein Glas Wein lockte nicht wenig. Sie kehrten der Canebière den Rücken, überquerten den Quai des Belges und strebten dem Quai du Port zu, wo sich um diese frühe Abendstunde nicht weniger als fünf dichte Kreise von Schaulustigen gebildet hatten, die den Artisten zuschauten oder sich die allerneuesten Chansons anhörten.

Die Aussicht auf ein Glas Wein befeuerte Franks Lebensgeister. Seine Augen glänzten verheissungsvoll, und es schien Martin sogar, als hätte sich seine fingerbreite Narbe gerötet.

Sie schritten beschwingt durch das lärmende Gedränge am Quai du Port in der Richtung zum Fort St. Jean. Legionäre kamen in kleinen Gruppen, rauchend und schwatzend; sie schlenderten gelassen oder strebten eilig der Altstadt zu. In

einer düsteren und engen Seitengasse hielt Günter Frank vor einem bunten Glasperlenvorhang an, öffneten ihn mit einer königlichen Geste und sagte warnend: «Achtung! Zwei Stufen!»

Der Vorhang klirrte hinter ihnen zu, schwang noch ein wenig und verstummte. Eine angenehme, von Weindunst gesättigte Kühle schlug ihnen entgegen.

7.

Es war keine Bar mit Spiegeln und blinkenden Chromverkleidungen, mit rotem Plüsch und kristallinen Lüstern, mit weichen Fauteuils und vornehm fauchender Kaffeemaschine. Es handelte sich vielmehr um ein schlauchartiges Gewölbe, um einen Keller mit rauhem Zementboden und Steinwänden, auf deren sichtbaren Flächen der Schimmelpilz surrealistische Gebilde gemalt hatte. Von der tunnelartig gewölbten Decke hingen zwei schirmlose elektrische Lampen, die den Raum ungenügend erhellten. Im Hintergrund waren zahlreiche Weinfässer zu sehen, und im Vordergrund, vor der einen Längswand, zog sich ein langer primitiver Bartisch aus Holz hin. Ueber ihnen, an Querstangen, die auch einem Jahrmarktsriesen mit Gorillaarmen nicht erreichbar gewesen wären, hingen bauchige Weinflaschen, und hinter dem Bartisch wurde die Wand von roh zusammengezimmerten Regalen mehr oder weniger verdeckt, auf denen Flasche neben Flasche stand; diese Kolonnen geistiger Getränke hatten etwas büchereihafte und waren ein Anblick, der jeden Alkoholiker mit einem tiefen Wohlgefühl und neuer Existenzberechtigung erfüllen musste.

Die Spelunke war leer. Die beiden schauten sich verwundert an, dann setzten sie sich schweigend auf die schwerfälligen Hocker, und in diesem Augenblick vernahmen sie im Hintergrund ein Seufzen, dann ein heftiges Schnaufen und endlich gemächlich schlurfende Schritte. Ein kleiner fatter Mann näherte sich ihnen, schlurfte hinter den Bartisch und blickte die Gäste aus pfiffig-schlauen Aeuglein an.

«Messieurs, vous désirez?» fragte er mit träge schnaufender Stimme.

Frank wünschte zwei Gläser spanischen Wein, vom üblichen, wie er sich ausdrückte, worauf der Wirt ihn einen Augenblick anguckte, als ob er ihn erkennen müsste, dann jedoch wandte er sich mit einem «Très volontiers, monsieur!» ab, er-

griff zwei Gläser mit verblüffender Geschicklichkeit und schlurfte zurück zu den Fässern, wo er sich leise pfeifend bückte.

Die beiden blickten sich verständnisinnig an, dann sagte Frank halblaut: «Er hat mich nicht mehr erkannt — Kunststück! Ich war ja nur zweimal hier im vergangenen Jahr, aber einen Augenblick lang war er doch im Zweifel, hast du gesehen?»

Martin nickte. Er spürte plötzlich eine bleierne Müdigkeit in den Beinen, und es tat gut, sie zu entlasten. Der Wirt seufzte wiederum leise pfeifend, als er sich von seiner mühseligen Arbeit aufrichtete. Die gefüllten Gläser geschickt in seiner Hand balancierend, kam er gemessen nach vorn und stellte sie vor die Gäste hin. Dann setzte er sich auf einen Stuhl mit hoher Lehne, legte die Arme um den Bauch und faltete die Hände. Auf seinem lunarischen Kopf trug er eine zu kleine Tellermütze. Sein fatter Oberkörper war in ein Leibchen gehüllt, das grobmaschig wie ein Fischernetz war; eine Art Schlächtermütze von zweifelhafter Reinlichkeit hatte er umgebunden.

Die beiden ergriffen ihr Glas und stiessen an, indem sie sich wie Verschwörer in die Augen blickten. «Auf deine Gesundheit!» sagte Günter und lachte lautlos. «Auf dein Wohl!» antwortete Martin mit bedächtiger Feierlichkeit. Es war wie eine Kulthandlung, auch die Söhne Helvetiens unterziehen sich mit dem notwendigen Ernst diesen Riten. Sie tranken bedächtig geniessend. Der Wein war gut. Er rann leicht in die Kehle und hatte den Duft einer guten Erde.

Der Wirt betrachtete die beiden mit einer geradezu entwaffnenden Selbstsicherheit. Zuerst blickte er den einen an und dann den andern, und als er diese Prüfung beendet hatte, fragte er, ob sie Ausländer seien.

Es war eine törichte Frage, doch Fragen dieser Art sind ja meist töricht.

Die zwei bejahten gleichzeitig.

Der Wirt seufzte und drehte die fetten Daumen auf seinem Bauch. Er musste sich entsetzlich gelangweilt haben, denn nach einer kurzen Pause fragte er, ob ihnen der Wein munde.

Frank nickte und sang ein kurzes Loblied auf den schweren roten Wein. Er beherrschte die Sprache gewandter als Martin, das merkte dieser sofort mit Bewunderung, aber sein Akzent war — gelinde ausgedrückt — unbehaglich.

(Fortsetzung folgt)

VERPFLICHTUNG ZUR FREIHEIT

Gedanken zur Bundesfeier

Nationale Feiertage sind mehr als nur Festtage eines bestimmten Landes und Volkes, das sich männiglich im Ruhme der Vergangenheit sonnt und auf den Lorbeeren der Vorväter ausruht. Nationale Festtage sind Augenblicke der Besinnung auf die Gegenwart: für kurze Zeit verschwinden die kleinlichen Streitigkeiten des Alltags, und man lenkt die Gedanken zurück auf die grossen Linien, welche die Geschichte bestimmten und die in die Zukunft hinein fortzuführen Verpflichtung ist.

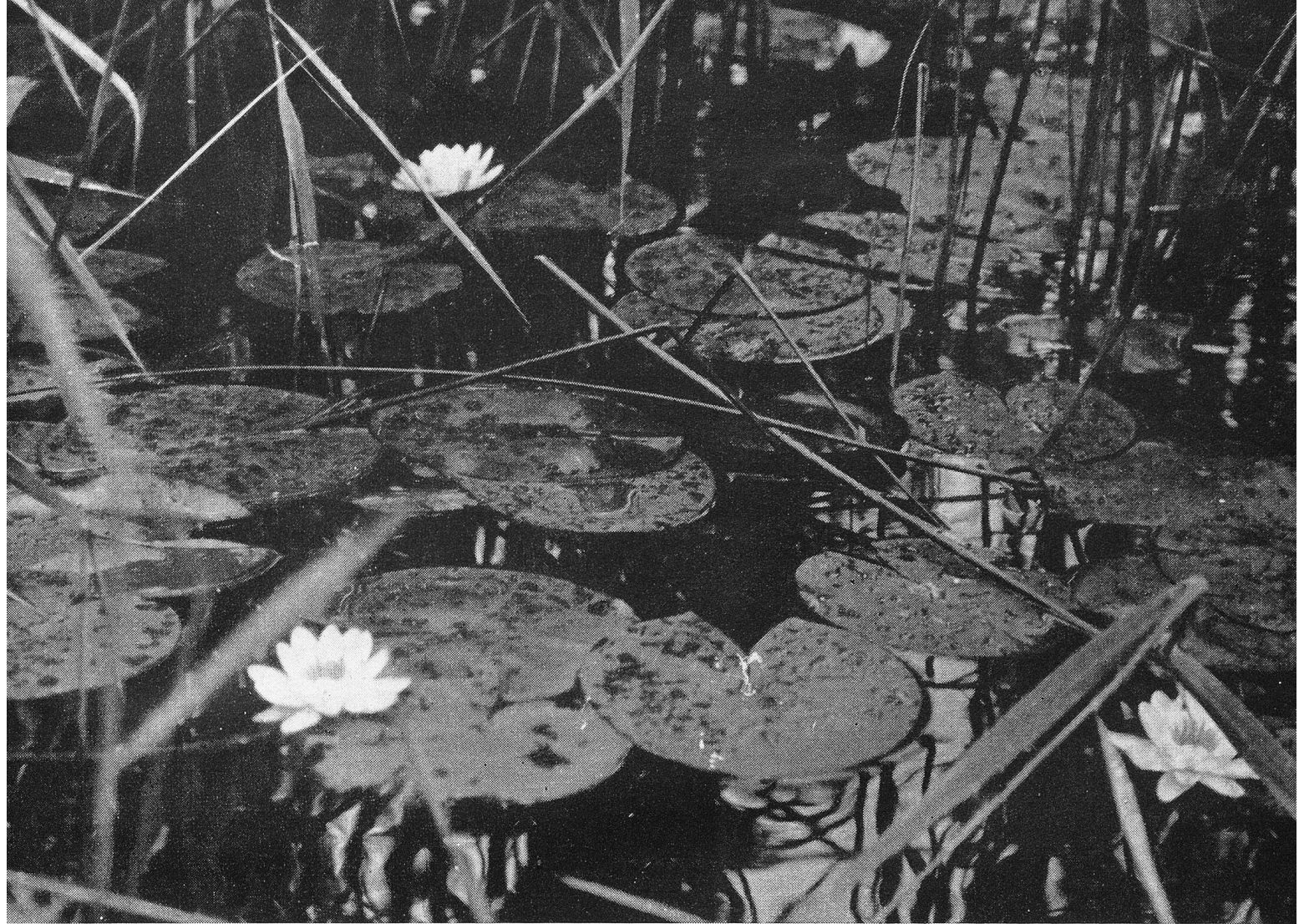
Was ist die Schweiz? Nur jenes kleine Land zwischen Genfer- und Bodensee, Rhein, Jura und Alpen, ein bergiges und von Natur aus wenig fruchtbares Gebiet — ein Kleinstaat, dessen Stimme heute, da Politiker und Staatsmänner nüchtern die Zahlen von Divisionen, Tanks, Flugzeugen, Kriegsschiffen und Atombomben zusammenzählen, im Gerassel fremder Machtdemonstrationen untergeht? In materieller Hinsicht allerdings vermag sich die Schweiz mit den Mächteblocks, die das Geschick der Welt bestimmen, nicht zu messen. Die Aufgabe des Kleinstaates ist eine andere. Sie besteht darin — um die Umschreibung Jacob Burckhardts anzuwenden —, dass ein Fleck Erde bestehe, wo dem Bürger die grösstmögliche Freiheit gewährleistet sei.

Die Schweiz hat die Aufgabe, welche der Historiker ihr zuweist, mustergültig erfüllt. Sie ist im Spätmittelalter entstanden aus einer Abwehrbewegung gegen die Uebergriffe der Hausmachtentendenzen grosser Adelsgeschlechter. Die errungene Freiheit verteidigte der Bauern- und Städtebund in langen Jahrhunderten bis zur völkerrechtlichen Anerkennung seiner Souveränität im Westfälischen Frieden, die später durch den Wiener Kongress, als erneut Absichten zur Auflösung der schweizerischen Eidgenossenschaft in Erscheinung traten, bestätigt wurde.

Durch alle diese äusseren Umgestaltungen hindurch war ein Grundsatz des innerstaatlichen Lebens hochgehalten worden, der *Gedanke der Freiheit*, wie er sich in den spätmittelalterlichen reichsunmittelbaren Städten und in den bäuerlichen Genossenschaften ausgebildet hatte, eine föderalistische Freiheit, welche auf die lokalen Ueberlieferungen Rücksicht nahm und den kleinen Gemeinwesen ihre volle Entwicklungsfreiheit gewährleistete. In einer Zeit, da die Konzentration der Staatsgewalt in wenigen Händen sich anbahnte, rettete die Schweiz die mittelalterlichen Freiheitsrechte hinüber in die neue Zeit. Sie war damit in geistesgeschichtlicher Hinsicht entscheidend an der Ausgestaltung des modernen Begriffs der Demokratie mitbeteiligt.

Freiheit ist leerer Schall und Rauch, wenn neben ihr nicht der Wille steht, die Freiheit wenn nötig mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Ohne die *Wehrhaftigkeit* des Schweizers wäre unsere ganze nationale Vergangenheit nicht denkbar. Auch heute noch ist die militärische Landesverteidigung ein notwendiger Faktor unserer inneren und äusseren Politik. Nach innen: Das schweizerische Heer ist eine Milizarmee, seine Angehörigen sind Bürger im Wehrkleid, Armee und Volk sind so eng verbunden wie kaum in einem andern Staat. Nach aussen hin ist die Armee Garant unserer Neutralitätspolitik, die ohne eine schlagkräftige Armee nicht durchgeführt werden könnte. Alle Bestrebungen, das schweizerische Heer in einer Zeit internationaler Spannung zu schwächen, sind daher, gleich viel aus welchen Motiven sie entsprungen sein mögen, für unsere politische Stellung in Europa ausserordentlich gefährlich, da sie die Grundlagen unserer gesamten aussenpolitischen Konzeption berühren.

Freiheitlich-demokratische Entwicklung im Innern, Wehrhaftigkeit und Neutralitätswille nach aussen — diese beiden Staatsmaximen lassen sich zusammenfassen in einem Begriff, der die Eidgenossenschaft durch die sechseinhalb Jahrhunderte ihrer Geschichte begleitet hat: die *Toleranz*. Ihr entspringen jene historischen Tatsachen, welche sich würdig neben die gewonnenen Schlachten, die grossen Feldzüge und die eroberten Territorien stellen, womit andere Völker in ihrer Geschichte zu prunken vermögen. Toleranz gegenüber den Verfolgten fremder Nationen und Weltanschauungen liess die Schweiz zum klassischen Asylland werden. Ohne die Toleranz wären auch alle jene humanitären Werke nicht denkbar, die



Seerosen Photo Füglistner

in der Schweiz ihren Anfang nahmen und heute — wie das Rote Kreuz — zu weltumspannenden Organisationen geworden sind.

Die Geschichte steht im allgemeinen im Ruf, ein Lehrfach zu sein, das aus einer halb sinnlosen Aneinanderreihung von Jahreszahlen — Schlachtendaten, Geburts- und Todesjahre von Feldherren und Staatsmännern, Staatengründungen und Zerfall — besteht. Die Schweizer Geschichte beweist, dass das Gegenteil der Fall ist. Wir finden in unserer Vergangenheit keine Diktatoren und Tyrannen, welche die Welt aus den Angeln heben wollten und nur ihr eigenes Volk und andere in den Abgrund rissen. Abseits vom lärmenden Geschehen der Weltgeschichte ging die Eidgenossenschaft ihren Weg und suchte das Land zu einem Staatswesen auszugestalten, in welchem jeder einzelne Bürger sein Leben in Freiheit und selbstgewählter Ordnung nach eigenem Gutdünken gestalten konnte.

Nationale Feiertage sind aber nicht nur da, sich selbst über den grünen Klee zu loben und die Vergangenheit im Rosalicht lieblicher Verklärung erscheinen zu lassen. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wenn die Schweiz vor Versuchen aggressiver Expansionspolitik seit dem Rückzug von Marignano bewahrt blieb, so hatte sie in ihrem Innern zu ringen gegen Kirchturmspolitik, gegen das Verschwinden im eigenen Schneckenhäuschen ungeachtet der Stürme ringsum. Materialistisches Denken lag immer im Widerstreit mit idealeren Motiven, und nicht selten siegte der nackte Egoismus: «Point d'argent, point de Suisses!» Auch heute noch will es oft schwer scheinen, über dem Ringen um Kleinigkeiten im politischen Alltag sich zu den gemeinsamen Zügen des Schweizertums zurückzufinden. Die Kriegs- und Notzeiten, die uns in diesem Jahrhundert übergenuß beschert wurden, haben aber stets gezeigt, dass im entscheidenden Moment kleinliche Ueberlegungen zurücktreten und das Bindende das Trennende verdrängt.

Am diesjährigen 1. August sind es genau zwei- undvierzig Jahre her, seit ein Krieg über die Welt hereinbrach, an dessen Folgen noch die heutige Generation zu tragen hat. Das Jahr 1914 sah die Schweiz in voller Kraft, einig und gerüstet den drohenden Gefahren entgegentreten. Diese Einigkeit hat damals nicht wenig dazu beigetragen, dass unser Land von den Kriegsgreueln verschont blieb — wenn diese Einigkeit uns erhalten bleibt, braucht uns vor der Zukunft nicht bange zu sein.

E. H. Steenken

D A S S Ü D L I C H E B I L D

Er war die literarische Hoffnung des kleinen Landes. Man hatte ihn geehrt. In der Aula der Universität durfte er jene Verse, die in langen Nächten gestaltet und geformt wurden, endlich lesen. Die Erregung liess ihn linkisch werden. Seine Stimme schien ihm fremd und ausserhalb seiner selbst zu tönen. War es nicht Vermessenheit, ja Verrat, diese feinen zerbrechlichen Gebilde einem Publikum, das nur an den offiziellen Erfolg glaubte, vorzusprechen? Seine keimenden Zweifel wurden im Applaus ertränkt. Ein Professor mit Silenbart, legitime Erscheinung des Offiziell-Sanktionierten, sprach über sein schmales Werk in Worten, die am Kern, am Wesentlichen mit erstaunlicher Einseitigkeit vorbeizielten.

Im Zimmer des Dekans wurde ihm der Preis überreicht. Man schmunzelte, die Damen hatten ein reizendes Lächeln. Er hielt ein Portefeuille aus rötlichem Leder in der Hand. Darin stak der Scheck. Der Professor bedeutete es ihm. Er dankte betroffen und mit einem rührenden Lächeln. Aber er war frei nun, er atmete auf.

Er vernahm noch eine Stimme: «Morgen also, lieber Freund, verlassen Sie uns. Die Provence wird Ihr Ziel sein. Glück, viel Glück. Ich bin sicher, dass dort das grössere Werk entstehen wird. Wir warten darauf, lieber Freund.»

Betäubt noch war er abgefahren, der schwächliche ehemalige Kanzlist und nun souveräner Diener am Worte, ein freier Schriftsteller.

Gnade des Himmels, er war nahezu ein Ausgewählter. Er lächelte tapfer, mit jener rührenden Bitterkeit um die Mundwinkel, die die harten Jahre einsamen Aufsichselbstgestelltheits gezeichnet hatten. Einzig seine alte Mutter winkte ihm nach. Sie hob ihre gebrechliche Hand aus dem schwarzen Cape, es war ein winziges Zeichen im